

Commoning in die Welt bringen – achtsam, kreativ und unruhig bleiben

Sowohl in der Commonsforschung als auch in der künstlerischen_kuratorischen Praxis und den kritischen Kulturtheorien werden die Grundannahmen unseres westlichen Seins-Verständnisses hinterfragt. Wir werden zum Verlernen aufgefordert, und neue Co-Kreationen mit dem Mehr-als-Menschlichen werden erprobt. Wie wir gesehen haben, gibt es viele Möglichkeiten, mit künstlerischer_kuratorischer Praxis zur ontologischen Wende in der Kunst, zum Onto-Wandel, und damit zur gesellschaftlichen Transformation beizutragen, sich fürsorgend um Commons zu kümmern und durch Commoning bedürfnisgerechte und co-kreative Lebensbedingungen zu schaffen. Eine Hinwendung zu Commons und Commoning ist eine komplexe und verantwortungsvolle Aufgabe. Sie verschreibt sich einem qualitativ anderen In-Beziehung-Sein, das den vorherrschenden kapitalistischen Verweltlichungen immer weniger Platz bietet. Geduldig und konsequent umgesetzt, haben Commoning-Prozesse das Potenzial, ein lebendiges, auf Vielfalt ausgerichtetes soziales Miteinander in die Welt zu bringen; ein Miteinander, das auf empathischen und respektvollen zwischenmenschlichen und zwischenartlichen Beziehungen beruht und ein (für)sorgendes Wirtschaften fruchtbar werden lässt, das Produktion, Reproduktion und Nutzung zusammenbringt.

Auf dem Weg dorthin ist es wichtig, Einhegungen zu erkennen und bei Bedarf dazwischenzufunken, insbesondere angesichts des steigenden Interesses für die Commons – auch in konventionelleren Gefilden des Kunstfeldes. Für de Angelis (2012) sind Einhegungen

und Vereinnahmungen zwei sich ergänzende Strategien im Kapitalismus. Dieser braucht – seit jeher – die Commons, um die eigenen Krisen zu bewältigen. Daraus leitet sich die Gefahr ab, »dass Commons zu einem Mittel werden, das es dem Kapitalismus erlaubt, sich für weitere Jahrhunderte zu erneuern« (Federici in Federici & De Moor 2014: o. S.). Den Begriff Commoning für die eigene künstlerische_kuratorische Praxis zu verwenden, ohne seine vielfältigen Dimensionen im achtsamen gemeinsamen Tun verankert zu haben, kann in eine ähnliche Sinnentleerung münden, wie sie der Begriff Nachhaltigkeit erfahren musste. Folglich tun alle Beteiligten gut daran, mit Bedacht und Bescheidenheit zu handeln und zu kommunizieren. Sprachliche Vereinnahmungen und *commons washing* finden bereits heute statt, um Einfluss auf Gedanken, Diskurse und Handlungen zu nehmen; sei es im Falle des von hochdotierten privaten Stiftungen finanzierten *The Commons Project* oder im Falle der Bezeichnung privatisierter Ivy-League-Universitätsbibliotheken als »Information Commons« (Caffentzis & Federici 2014: 193). Die Bedeutung des Begriffs wird hier ad absurdum geführt und der Sprachraum rund um Commoning genutzt, um Wohlklingendes zu versprechen, ohne die entsprechenden Werte und Verhaltensweisen zu verkörpern (Halperin 2020).

Es empfiehlt sich, präzise zu sein und genau hinzuschauen. Das Ich wird im Commoning eben nicht einfach durch ein Wir ersetzt, womit sich Commoning in den vermeintlich neuen Kollektivismus in der Kunst einreihen ließe (vgl. Rauterberg 2021). Vielmehr verlassen wir das Denken in Dualismen und wenden uns einem vernetzten Denken in Beziehungen – mit den menschlichen und den nicht-menschlichen Akteur:innen – zu. In dieser Vision sind Künstler:innen_Kurator:innen aufgehoben in transformierten und sichereren Beziehungsnetzen. Statt verklärt und reglos die »Fantasien vom guten Leben« (Berlant 2016: 398) aufrechtzuerhalten, ist Commoning eine Praxis, sich individuell und kollektiv auf den Weg zu machen. Inmitten der prekären Bedingungen im Spätkapitalismus, inmitten von Umweltzerstörung und weiteren Katastrophen ist die Verletzlichkeit der Commons, der Commoners und des Commoning »aktiv anzunehmen«, so Landau (2021: o. S.) – und dabei achtsam, kreativ und unruhig zu bleiben. Commoning zu üben, heißt,

es in die Welt zu bringen, zu gestalten und dabei keine exakte Schablone zu verwenden, sondern der Situiertheit und Prozessorientiertheit Rechnung zu tragen. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der ›Systemrelevanz‹ von Kunst, dem gezielten Einsatz der Kunst für staatliche und marktliche Zwecke, lässt sich fragen, ob Commoning in der Kunst (und darüber hinaus) nicht langfristig wirkmächtiger werden könnte, wenn sich Commoners eher im Verborgenen instituieren und zunächst resilient aufstellen würden, anstatt zum Zwecke der Sichtbarkeit und Profilierung (zu) viele Kompromisse einzugehen und damit Vereinnahmungen Tür und Tor zu öffnen? Commoning braucht Nischen, in denen es sich entwickeln und entfalten kann. Gleichzeitig braucht es aber auch die gesellschaftliche Exposition, um neue transformative Möglichkeiten zu ergreifen, Ideen und Lösungen ans Licht zu bringen sowie mittels Bündnissen ökonomische und rechtliche Rahmungen zu verschieben.

Wenn Künstler:innen_Kurator:innen es schaffen, ihr Tätigsein stärker selbst in die Hand zu nehmen und zu organisieren und dabei materiell abgesichert sind, können sie sich einer Instrumentalisierung besser entziehen, sich stärker am Aufbau von Alternativen beteiligen und Institutionen anders begegnen. In der Folge dürften viele bestehende Förder- und Kunstinstitutionen, nationalstaatlich und/oder kapitalistisch ausgerichtete Mega-Kunstschaufen, kommerzielle Galerien und Top-down-Praktiken zur Disposition stehen. An ihre Stelle könnten commonsgemäße Instituierungen, Festivals und interlokale Netzwerke des Gemeinsamen treten. Denn entgegen eines häufig geäußerten Einwands ist Commoning eben nicht auf Kleingruppen beschränkt, sondern trägt ein umfassendes Transformationspotenzial in sich. Dies belegen auch empirische Beobachtungen, die sich auf lange Zeiträume und auf zehntausende Menschen – also auf weit mehr, als sich persönlich kennen könnten – beziehen, im Digitalen und Analogen (vgl. bspw. Ostrom 1990, Wolter et al. 2012, Barron 2013, Siefkes 2016). Commoning könnte zu einer Bewegung werden, die sich Institutionen aneignet und diese umgestaltet oder die gänzlich neue (Verhandlungs-)Orte entwirft. Diese Vision gründet nicht darauf, das bestehende System (Kunst) aktiv zu bekämpfen. Vielmehr setzt sie auf Akte, die das diskriminierende System verunmöglichen. Der Onto-Wandel wird dann

nicht als etwas verstanden, das sich nur auf Kleingruppen beziehen kann, sondern als eine in größerem Maßstab politische Transformation. Und Commoning wird zu einer nach Freiheit, Fairness und Lebendigkeit strebende Gesellschaftsgestaltung (Helfrich & Bollier 2019). Beide, Seinsverständnis und Gesellschaftsgestaltung, sind in ihrer gegenseitigen Bedingtheit grundsätzlich veränderbar. Folglich ist eine Commons-Gesellschaft durchaus möglich.

Auch eine solche Commons-Gesellschaft wäre sicherlich kein romantisches Wunderland, und künstlerischer_kuratorischer Praxis käme weiterhin die gesellschaftliche Aufgabe zu, kritisch zu begleiten und vordenkend zu gestalten. Künstler:innen_Kurator:innen, nun in fürsorgende Gemeinschaften eingebunden und materiell abgesichert, hätten mehr Ressourcen und Kraft zur Verfügung, und Geld hätte seine Macht verloren. Künstler:innen_Kurator:innen, und dasselbe gilt für alle anderen, könnten sich sehr viel stärker dem Ausbau ihrer Denk-Fühl-Werkzeuge, ihrer Intuition, ihrer Kreativität, der interdisziplinären Forschung und der individuellen und kollektiven Weiterentwicklung widmen und sich dabei geschätzt und sicher fühlen, anstatt Unsicherheit, Abhängigkeit und Prekarität trotzen zu müssen. Welche Effekte würde eine solche Veränderung wohl hervorbringen?

Mit dieser Frage schließen wir unsere Erkundungen. Wir hoffen, damit auf vielfältige Weise inspiriert zu haben, sodass Künstler:innen_Kurator:innen, Theoretiker:innen, Transformator:innen, marktliche und staatliche Akteur:innen und Commoners gemeinsam nach Wegen suchen können, um sich commonsgemäß auszurichten.